

Nr. 230. Bromberg, den 5. Oktober 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Unter neun Tagen! Ach, am andern Tage schon wusch ihm sein Weib den Wuschelkopf. Er war auf dem Felde, da kam das Mariele todverlegen und drückte der Bäuerin ein Sparkassenbuch in die Hand. Glühenden Gesichts beichtete sie, und Mutteraugen forschten dabei auf dem lieben Mädchengesicht. Die kluge Frau war beruhigt. Das Mariele war so lauter wie immer, und von wem das Sparkassenbuch stammte, das brauchte man nicht zu fragen. Aber — unter des Mädels Kopfkissen!?

„Es ist nit zu glauben!“ stellte die Bäuerin fest.

Jeder Erklärungsversuch war müßig. Die beiden tasteten dahin und dorthin, aber es blieben Lücken, über die kein Steg führte.

„Geh heim, Mariele“, riet Minna Korn. „Das Buch ist dein. Das laß dir genug sein. Das andere ist meine Sache.“

„O, es war ihre Sache, das spürte der Hohlöfner, der kurz hernach vom Felde kam, und dem der Schelm aus allen Knopflöchern guckte.

Behaglich setzte er sich hinter den Tisch. „Bring das Essen, Mutter.“

„Noch nit“, erklärte die Bäuerin kurz und entschlossen, „erst haben wir zwei noch was zu bereden.“

„Was denn, Mutter? Du tust ja so desperat.“

„Verstell dich nit, du scheinheiliger Dingerts. Sowas hat ja noch gar kein Mensch erlebt!“

„Was willst du denn eigentlich?“ Und des Bauern Augen waren Krater, aus denen die Freudenfunken garbenweise sprühten.

„Red! Wie hast du das Buch unter dem Mariele sein Kopfkissen gebracht?“

„Buch? Kopfkissen? Tja, Mutter . . .“

„Vater!“ Sie stand, ganz verkörperte Entrüstung, vor ihm. „Das geht über den Spaß!“

„Wenn ich nur wüßte, was?“

Da hatte die Bäuerin Zornestränen in den Augen.

„Schämst du dich denn gar nit?“

Der Bauer stand auf und wollte die Frau begütigend in den Arm nehmen.

„Laß die Faxen. Du in dem Mariele seiner Kammer!“

„Och, da war's noch ganz hübsch, aber im Keller war's nachher verdammt kalt.“

„Im Keller? Mann, das ist ja rein zum Aus-der-Haut-Fahren mit dir. Im Keller?!“

Die Tränchen waren vertrocknet. Minna Korn ahnte, daß die Lage ganz heillos komisch gewesen sein mußte, sah an ihres Mannes Gesicht, daß er jauchzend noch mit beiden Beinen darin stand, daß es ihm unendlich viel Vergnügen bereitet hatte und lächelte halb versöhnt.

„So erzähl doch wenigstens, Mann.“

Nun duldete sie es, daß er sie in die Arme nahm.

„Jetzt nit, Mutter. Ich habe Hunger, und nachher muß ich wieder aufs Feld. Mußt schon bis heute abend warten. Derweile rat nur selber weiter.“

„Ich denke nit daran. Aber wie oft willst du denn noch solche Dummheiten machen?“

„Das war die letzte, weil's die schönste war.“

Es klang beinahe ein bißchen wehmütig.

Und dann war der Abend da. Die Hohlofenleute lagen im Bette, Heinrich Korn hatte das Licht brennen lassen und erzählte. Seine Frau rief einmal über das andere: „Es ist nit zu glauben!“ lachte dazwischen hinein wiederholt laut: „Vater, hör auf!“ und war zuletzt halb fröhlich, halb wehmütig. „Vater, ist es nit eigentlich traurig, daß das notwendig war?“

Da legte ihr der Bauer den Arm um die Schultern und zog sie fest an seine breite Brust. „Still, Mutter! Ich bin selber halb so und halb so dabei gewesen, aber schön war's doch. Wie sie zusammenfuhren! Und wie ich durch das Kellerfenster kroch! Jesses, Jesses! — Schlaf jetzt, Mutter. Nach der Heuernte ist Hochzeit. Dann — braucht der Hohlöfner keine Dummheiten mehr zu machen, dann wird er ein gesetzter Mann.“

„Alles glaub ich, Vater, aber das nit. — Gute Nacht!“

Und andern Tages war es so ganz, ganz anders. Lehrer Siebert schickte seine alte Aufwärterin und ließ den Hohlöfner zu sich bitten. Es ging aufs Ende mit ihm. Nun wollte er, was er bislang aufgeschoben, in Ordnung bringen.

Der Bauer wußte durch Philipp Engel, um was es sich handelte. Er saß am Bette und nickte zu den Ausführungen des Kranken. „Wenn's denn sein muß, dann helfen Sie mir, es auch ganz zu Ende bringen. Meinen Sie, daß es Ihnen der Herrgott übel nimmt?“ Und er entwickelte ihm seinerseits einen Plan.

Lehrer Siebert lächelte: „Das nimmt er mir nicht übel. Wie sollte er denn? Aber Sie müssen rasch machen.“

Am Nachmittage war der Notar aus dem Städtchen da.

Lehrer Siebert machte Marie Verteles zur alleinigen Erbin seines bescheidenen Vermögens. Die Summe betrug ausgerechnet soviel, daß, mit dem zusammen, was das Mariele und Rudolf bereits besaßen, die geforderten fünftausend Taler um zweihundert Mark überschritten waren.

Beim Fortgehen drückte der Bauer dem Kranken die Hand und hielt sie fest. „Ich nehm's für ein Darlehn, und sobald alles in Ordnung ist, gebe ich's der Schule. Dann kann dafür angeschafft werden, was Kantor Ritter gern haben will. — Gott helfe Ihnen und: Schönen Dank für alles!“

Draußen war er, weil ihm die Stimme brach. Als er die Abmachung seiner Frau erzählt hatte, lief die ins Verteleshäusel, nahm das Mariele in beide Arme und küßte sie.

„Mariele, komm, der Lehrer stirbt. Wir wollen ihn noch einmal besuchen.“

Sie pflückten zusammen einen großen Fliederstrauß und gingen in die Krankenstube. Der Maienmond schien.

Lehrer Siebert war schmerzfrei und fröhlich. Der Besuch war ihm der schönste Ausklang seines Lebens.

„Schwester," sagte er, Marie Berteles lächelnd in die Augen sehend, „Schwester — ich darf's doch sagen?"

Das Mariele nickte. Zu sprechen vermochte sie nicht.

„Schlägt die Wachtel wieder?"

„Ja, gestern abend habe ich sie gehört," kam es tränenerstickt aus des Mädchens Munde.

„Wenn Sie morgen hinausgehen an den Rain, dann denken Sie daran, daß ich sage: Behüt dich Gott."

In demselben Augenblicke klang Philipp Engels Geige. Er stand unter der Dorflinde und spielte in die Nacht hinaus.

„Philipp ist da!" jubelte der Kranke. „Jetzt ist alles, alles gut!"

Die Frauen gingen.

In der Nacht starb Lehrer Siebert in des Freundes Armen. — —

Rudolf Korn hatte gekündigt. In vierzehn Tagen war seine Zeit um. Dann ging er heim und heiratete das Mariele, einerlei, ob die fünftausend Taler beisammen waren oder nicht.

Der alte Herr Schmidt begegnete ihm, als Rudolf aus der Schreibstube trat.

„Nun, Korn? Was haben Sie denn da drin zu tun gehabt?"

„Ich habe gekündigt."

„Ihre Zeit ist um? — Kommen Sie noch einen Augenblick her."

Es war still in dem bescheidenen Arbeitsraum des reichen Mannes.

„Setzen Sie sich, Korn," nötigte er.

Und dann: „Sie gehen wieder heim in Ihren Kreis, aus dem Sie eigentlich nie fortgegangen sind. Ich wünsche Ihnen, daß Sie wenigstens in Ihrem Dorfe erreichen, was Sie erreichen möchten. Sie glauben, die Stadt zu kennen und kennen sie auch bis zu einem gewissen Grade. Nun aber lassen Sie sich nicht verleiten, beide auf die gleiche Ebene bringen zu wollen. Das geht nicht. Ebenso falsch aber wäre es, eines über das andere zu stellen. Sie sind verschieden und werden und müssen verschieden bleiben. Wir haben nie ein Wort gesprochen über die Gegensätze, die absichtlich, zu eigennützigen Zwecken, hineingetragen werden. Sie sind aber da, und wir müssen mit ihnen rechnen. Was Sie wollen, Bauer und Arbeiter als Menschen einander näher bringen, ist so vernünftig, daß es — bekämpft werden wird. Ich würde Sie bedauern, wenn Sie darin Ihres Lebens Hauptaufgabe sehen würden, aber ich freue mich, wenn Sie sie neben Ihrem Beruf, Brot zu schaffen, zu erfüllen versuchen. — Leben Sie wohl, Korn."

Das waren die Worte, die Rudolf Korn viel zu schaffen machten.

Am letzten Sonntag, — den Sonnabend darauf wollte Rudolf heimfahren, — führte ihn Grete Frieders in ein Kirchenkonzert, das in der größten Kirche der Stadt gegeben wurde. Das Gotteshaus war bis auf den letzten Platz gefüllt.

Kinderstimmen sangen wie Engelschöre, die Orgel jubelte und brauste, und über die Stadt ging ein schweres Gewitter mit laut hallenden Donnerschlägen nieder.

Die Menschen aber schienen der Erde entrückt. Sie hatten Jenseitsgesichter, die Leute der Stadt, von denen auch Rudolf einst geglaubt hatte, sie hätten nur Sinn für Tand und Spiel. Viele, viele hielten den Kopf tief gesenkt und waren ganz in sich hineingekrochen.

Musik und Kirchenhalle, Kinderstimmen und Donnerrollen, Altarkerzen und still versunkene Menschen, das gab einen Zusammenklang, der Rudolf Korn erschütterte und ihm die tiefste Offenbarung der Stadt bedeutete.

Als sie das Gotteshaus verließen, nahm er Grete Frieders Hand. „Ich danke Ihnen. — Damit will ich heimgehen."

*

Auch über Schönbach ging das Gewitter nieder, und in allen Häusern verschränkten sich die Hände der Frauen: „Lieber Gott, laß es nit wieder hageln!"

Es hagelte nicht, aber die Wasser stürzten muldenweise vom Himmel. Der Bach ward binnen Ja und Nein zum Unhold.

Und den Ender traf das Unglück am schwersten. Das Wasser riß ihm den Schuppen weg und führte Sämaschine, Pflug und Wagen davon. Zertrümmert lag das eine am Berteles Garten, das andere auf den Bodenwiesen.

Verstört, von innerem Frost geschüttelt, stand der Mann auf seinem Hofe und blickte den Trümmern nach.

Eine Weile später kam der Hohlöfner des Weges, um sich das Unheil anzusehn. Kopfschüttelnd stand er da. „Herrgott, das ist zuviel! Da muß man zugreifen."

Als er eben in das Haus treten wollte, sah er Ender durch die Bodenwiesen auf den Wald zulaufen. Mitten durch die Wiesen ging der Mann mit herrischen Schritten, und es war, als flöge ein unheimlicher Geist über ihm.

Es gab dem Hohlofenbauer einen Ruck. Mit langen Sätzen lief er den gleichen Weg. Warum? Er wußte es nicht, aber er mußte.

„Ender," schrie er. Der Mann schritt weiter, herrisch und ungestüm. Jetzt war er im Walde. Heinrich Korn hub an zu laufen. Als er in den Wald trat, war der Nachbar weder zu sehen noch zu hören. In heller Angst rannte der Hohlöfner hierhin und dorthin. Der Schweiß troff ihm von der Stirn, er keuchte, die Lippen waren ihm dürr.

Er stand am Kreuzwege. Wohin? Dahin! Weil er mußte!

Da steht die krumme Kiefer, und — da hängt der Ender.

„Heiliger Gott!" Der Strick fällt zerschnitten zur Erde. Korn hat den Mann in den Armen. Er legt ihn nieder auf das Moos.

Was, sagt der Volksglaube, sei mit einem zu tun, der sich erhängt? Es ist ein brutales Mittel, aber der Glaube gebietet es.

Plautz, gibt der Hohlöfner dem Manne eine Ohrfeige, die einen Lebenden niedergeworfen hätte. Und siehe, der Körper zuckte auf, die Nasenflügel weiten sich, die Brust holt Atem, langsam, ruckweise, dann tief und rascher.

Ender schlägt die Augen auf, fährt sich mit der rauhen Hand über das Gesicht, murrt: „Ich — danke dir nit dafür."

Da faßte ihn der Hohlöfner am Kragen und setzte den schwächlichen Mann auf.

„Brauchst mir auch nit zu danken, armer Teufel." Ender schwankt noch so stark hin und her, daß ihn Korn in den Arm nehmen und an sich drücken muß.

„Halt still, Nachbar, und nun wollen wir die Geschichte ins Reine bringen. Was mit Geld zu machen ist, darf kein Menschenleben kosten. Ich brauche d i ch, du brauchst m i ch."

Nach einer Weile gehen die beiden miteinander zurück und — treten in das Berteles Häusel.

„Mariele", sagt der Hohlöfner, „da bringe ich dir einen, dem geholfen werden muß, und du sollst ihm helfen."

„Gerne, wenn ich das kann."

„Ich könnt's wohl auch, aber dir macht's mehr Freude. Bring deine Sparkassenbücher. — So, jetzt, Ender, wollen wir miteinander sehen, was das Mädel beieinander hat. Das stammt vom Rudolf, das ist das ihre und das — hat sie von dem Lehrer geerbt. Macht zusammen fünftausend Taler und zweihundert Mark. Stimmt's?"

„Und nun, Mariele, das borgen wir dem Ender." Er drückt dem Manne ein Sparkassenbuch in die Hand. „Wenn's nit langt, bin ich auch noch da. Für das in dem Buche zahlst du keine Zinsen. Die schreibe i ch dir gut, Mariele. Abzahlen kannst du's, wie's paßt, Nachbar. Red nit! Dummes Zeug! Das wär nit noch schöner, wenn wir dich nit wieder auf die Beine brächten."

Der arme Mann ist wie zerschlagen. „Lieber Gott", sagt er aus der Tiefe heraus, „jetzt kann ich ja mein Zeug behalten!"

Der Hohlöfner will weich werden, so sehr er sich auch dagegen wehrt. Da steht er auf, räuspert sich, macht ein grimmiges Gesicht, geht auf das Mariele zu, nimmt es in den Arm und zupft es an seinen langen Zöpfen.

„Heut über fünf Wochen wird geheiratet, daß du's weißt."

Aufjauchzend fällt ihm das Mädchen um den Hals und gibt ihm einen Kuß.

Lachend wischt der Hohlöfner den Schnurrbart beiseite. Ender, das hast du nit gesehen."

Der Scherz bannt die dumpfe Last, die auf dem Manne liegt. „Nein, das hab ich nit gesehn.“ Ein müdes Lächeln huscht über sein Gesicht.

„Dann können wir gehn. — Lebt wohl, ihr zwei.“

Draußen sieht der Hohlöfner dem Nachbar freundlich ernst in das Gesicht. „Ender, es ist nit alles ganz ehrlich zugegangen, aber betrogen hab ich auch nit.“

„Hohlöfner, wenn ich das Wort ungesagt machen könnte . . .“

„Ja nit“, wehrt Korn ab, „ja nit! Jetzt weiß ich erst, was ich an meinem Jungen habe!“

*

Die Hochzeitsglocken läuten, die alten Donnerbüchsen krachen. Es ist Wahrheit geworden, Rudolf heiratet das Mariele. Laß sie schwatzen, daß es nicht recht gewesen wäre, daß der junge Lehrer dem Mädel ein solch unmenschliches Geld vermacht. Es ist so, und daran ist nichts zu ändern.

Am Abend ist des Wirtes Saal so voll wie sonst kaum zur Kirmes. Der Hohlöfner hält die Gemeinde frei, und selbst die ältesten Weiber holt er in seinem Übermut und schwenkt sie herum, daß sie juchzen. Da tritt auf einmal der Ender mitten in den Saal.

„Nachbarn, ich habe seinerzeit mit dem Hohlöfner eine Wette gemacht. Er hat sie gewonnen. Das Mariele hat sein Geld beieinander, ich kann's bezeugen. Und ist nit ein unrechter Pfennig dabei.“

„Ordnung muß sein“, schallt es aus der Ecke her. Das ist der lachende Hohlöfner, der nun mit langen Schritten an des Enders Stelle tritt.

„Nachbarn, ihr wißt, daß meine Schwiegertochter das Geld von dem jungen Lehrer geerbt hat. Wir haben mehr mit dem Menschen verloren, als wir heute wissen. Nehmt's an, Nachbarn, was ich euch bieten will.“

Er stiftet genau den Betrag, den das Mariele von dem Lehrer geerbt, der Schule, damit die Kinder lernen können, „daß die Welt nit in Schönbach zu Ende ist.“

Schmunzelnd tritt er zurück. Sein Weib erhascht seine Hand und zieht ihn herab. „Bleibst doch der alte — Hohlöfner!“

Da lacht er und klopft ihr den Rücken. Eben setzt die Musik wieder ein. Heinrich Korn geht auf das Mariele zu und holt sie zum Tanze.

Im lustigen Wirbel zupft er sie herzhaft an den Zöpfen. „Dunnerlichtung, die sitzen ja immer noch fest!“

Das Mariele errötet, aber sie hebt dem Schwiegervater die lachenden, leuchtenden Augen entgegen.

„Und bleiben nun auch, wo sie sind.“

——:: Ende. ::——

Jaques Offenbach.

(Zu seinem fünfzigsten Todestag am 5. Oktober 1930.)

Von Franz Hermann Falke.

Es scheint unmöglich, eine Brücke zu schlagen zwischen dem unerschöpflichen Erfinder leichtfertiger Pariser Cancans, flüchtiger, auf allen Boulevards gepfiffener Schlager und dem Spender der unvergänglichen „kleinen Melodie“, des „„sanften Liebesliedes“ der Antonia. Zwischen dem hemmungslosen Spötter der „Herzogin von Gerolstein“, dem achtungslosen Bilderstürmer der „Genoveva“, der „Schönen Helena“, des „Orpheus in der Unterwelt“ und dem zarten, schwärmenden Romantiker von „Hoffmanns Erzählungen“ liegen Welten, um nicht zu sagen Weltanschauungen. Vielleicht ging der am 21. Juni 1819 als Sohn eines jüdischen Kantors geborene Tondichter, der als junger Musikant seine Vaterstadt am Rhein mit der Weltstadt an der Seine vertauschte, geistig den Weg zum „Rhein, dem heiligen Strome“, zum „heiligen Köln“ zurück, als er „Hoffmanns Erzählungen“, sein größtes und lebendigstes Werk, schuf. Die Tragik dieses erfolgreichen und rauschenden Lebens besteht darin, daß Offenbach stets den hohen und edlen Zielen zustrebte, die er in „Hoffmanns Erzählungen“ und allein in diesem Werk erreicht hat, und ursprünglich den Spaßmacher und Tänzer markierte, um die Mittel für die ungestörte Entfaltung seines eigentlichen Könnens und Strebens zu gewinnen. Die Tragik dieses Lebens erhöht sich durch seinen Ausklang vor der Aufführung der Lieblingsschöpfung. Richard Wagner wird Offenbach bestimmt nicht gerecht, wenn er einmal spottet

„O wie süß und angenehm,
Dabei für die Füße so recht bequem.
Krak Krak, Krakerakerak,

O herrlicher Jack von Offenback . . .“

und seinen Erzeugnissen Wärme zuspricht mit den furchtbaren, den vernichtenden Worten: „Allerdings die Wärme des Düngerhaufens, auf ihm konnten sich alle Schweine Europas wälzen.“

Mag dieses Urteil zu einem wesentlichen Teil auch aus dem verständlichen Ärger über die Grenzen seines Genies zu erklären sein, die zu überschreiten, dem gewaltigen Richard, wenn er einmal lustig kommen wollte, trotz vieler krampfhafter Versuche niemals gelang, so wird es doch nur begreiflich aus dem abgrundtiefen Gegensatz zwischen dem Musiker, der die Götter in Walhalla einziehen läßt, und dem Musiker, der sie entgöttert und unter dessen Leitung sie einen tollfidelen Ausflug in die Unterwelt unternehmen. Hätte Wagner über Offenbach unpersönlich und sachlich als Künstler nachgedacht und gesprochen, dann wäre er der Allerletzte gewesen, der nicht gefühlt hätte, daß selbst in den perlenden, mitreißenden Tanzakten Offenbachs nicht nur Theaterflitter aufrauschten, sondern auch echtes Gold mitklang. Wagners Urteil hat Jaques Offenbach gewiß weniger geschadet als die gemeinsame Gegnerschaft der beiden: die zünftige Kunstkritik. Wagner vermochte sie spät, aber sicher zu Boden zu schlagen, Offenbach ist ihr Opfer geblieben. Dem Autodidakten stemmte sich der akademische Klüngel geschlossen entgegen. Den Weg auf die Kleinbühne und zu den Ohren des Publikums machte sich Offenbach durch glückliche Theatergründungen und -Beteiligungen selbst frei, der Zutritt zu der Komischen Oper, für die Offenbach eine von keinem anderen Musiker auch nur annähernd erreichte, einzigartige Begabung gehabt hat, blieb ihm verwehrt.

Die geradezu beängstigend lange Reihe von Einaktern und Parodien, die Offenbach in verhältnismäßig wenigen Jahren glücklichen Schaffens mit leichter Hand hinausgeworfen hat, eroberten ihm Paris, Europa und die ganze Welt. Sein innerer Friede, sein höchstes Glück erwuchs ihm aber nicht aus dem rasch heranströmenden und ebenso rasch wieder weiter geleiteten Gold der Tantiemen, sondern aus der Arbeit an „Hoffmanns Erzählungen“. Offenbach war nicht nur ein guter Musiker von erstaunlicher Fruchtbarkeit, sondern auch von einer beispiellosen Leichtigkeit und Sicherheit der Produktionsweise. In seiner Glanzzeit ließ er sich in seinem Wagen ein Schreibpult einbauen und warf mit seiner flüchtigen Feder jene flotten Melodien auf das Notenpapier, um welche die Theaterdirektoren seiner Zeit einen Veitstanz aufführten, um sie zu bekommen.

Offenbach verzehrte sich an seinem eigenen Tempo. Er hetzte sein Leben in dem bebenden, zuckenden, überstürzten Rhythmus des Orpheus-Galopps herunter, erkrankte schwer und peitschte sich trotz allem doch noch zu seiner letzten und besten Leistung auf.

Wir lachen mit dem übermütigen Offenbach der „Schönen Helena“ und dem „Orpheus in der Unterwelt“. Unsere Verehrung und Liebe wendet sich aber dem anderen Offenbach, dem Vater von „Hoffmanns Erzählungen“, zu. Sie gehören zu seinem Nachlaß, wenn auch schon die Proben an der Komischen Oper zu Paris, in der das Werk herausgebracht werden sollte, vorgesehen waren. Offenbach gelang nur noch der Abschluß des Klavierauszugs und die Eintragung der wichtigsten Instrumentationsabsichten. Am Nachmittag des 4. Oktober 1880 erlitt er bei der Vorbereitung der Partitur einen Erstickungsanfall, von dem er sich nicht wieder erholte. Ein Herzschlag setzte seinem arbeitsreichen Leben in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages ein vorzeitiges Ende.

Mit vieler Mühe erreichten die Hinterbliebenen die Instrumentation von „Hoffmanns Erzählungen“. Ein halbes Jahr nach dem Tode des Meisters erfolgte erst die Uraufführung jenes Werkes, das uns Heutigen als der eigentliche Offenbach gilt, während es von seinen Zeitgenossen als vollkommene Überraschung, wenn auch als eine überaus köstliche, empfunden wurde.

Herbstnacht.

Regen wäscht ums schwarze Haus,
Eine müde Gaslaterne
Blakt noch und löscht flackernd aus.
Doch schon heben warme Sterne
Freundlich sich aus rauhem Graus.
Bücher locken, Tasten glimmen,
Unbegrab'ne Sommerstimmen
Lohen aus dem letzten Rosenstrauß.

Ludwig Bäte.

„Quick-Step", der Tanz der Saison

Es gibt auch heute noch Harmlose, die im Tanzen nichts als ein Vergnügen sehen. Denen es auch durchaus nicht darauf ankommt, ob der Tanz, zu dem der erste Geiger genial den Bogen führt, „Slow-Foxtrott", oder „English-Waltz" ist, oder wie unsere mitteleuropäischen Tänze auch alle noch heißen mögen. Diese Harmlosen sind die Glücklichen. Sie brauchen sich keine Kopfschmerzen darüber zu machen, welche Tänze die neue Saison vorschreibt. Wenn die ersten Klänge der Musikkapelle erklingen und ihr kundiges Auge schon längst „diejenige, welche" aufs Korn genommen hat, stürzen sie sich auf die Erkorene und tanzen los. Und — so wunderbar es ist — es klappt eigentlich immer. Denn, nur ein bißchen Rhythmus im Körper und in den Füßen, — da passen sich die Tanzschritte wie von selbst der Musik an.

Aber viele gibt es, die die Kunst des Tanzens ernster nehmen, die den Tanz als ästhetisch schöne Bewegung lieben und schätzen. Und sie alle wollen wissen, welche Tänze uns die kommende Saison beschert, welche Tänze man, wenn man sie absolut beherrschen will, beim Tanzlehrer erlernen muß. Und die Fachleute des Tanzes sind nicht müßig gewesen. Sie haben im Gegenteil das Programm der kommenden Tänze bereits entworfen. Kürzlich fand in Kissingen eine Tagung der deutschen Tanzlehrer statt, wo die brennende Frage der künftigen Tanzentwicklung erörtert wurde. Allseitig entschloß man sich zur Anerkennung des englischen Tanzstils, der schon im letzten Winter sich im „Slow-Fox" und im „English-Waltz" gut eingeführt hatte. Der Rhythmus und die weiche Bewegung dieser Tänze wird nun die kommende Saison beherrschen. Als Haupttanz dieses Winters will man den „Quick-Step" lancieren. Ängstliche werden mit Hinblick auf den Namen des Tanzes befürchten, daß wir eine Neuauflage jener wilden Tänze erleben, die früher in der ersten Ausgabe als Foxtrott und später als Charleston den Parkett ins Rasen brachte. Aber zur Beruhigung sei gesagt, daß der neue Tanz zwar eine etwas lebhaftere, aber trotzdem durchaus beherrschte Schrittform zeigt. Die weiche gleitende Bewegung wird überhaupt das Kennzeichen des Tanzes in der kommenden Saison sein. Erwähnt sei noch, daß auch die Haltung des Tanzpaares eine andere geworden ist. Die Hand der Dame wird nicht mehr wie bisher auf der Schulter des Herrn, sondern nur noch leicht auf seinem Oberarm liegen. Die Ellenbogen des Herrn wiederum sollen genau in gleicher Höhe gehalten werden. Wir werden also auf den Festlichkeiten und wohl hauptsächlich auf den großen Tanzturnieren eine neue Linie der Tanzenden und eine neue Geste des Tanzes sehen. Für alle Interessierten aber lautet das Gebot der Stunde: „Lernen wir Quick-Step tanzen!"



Bunte Chronik



* **Schutz gegen Falschspieler in Rumänien.** In Rumänien ist das Kartenspiel sehr beliebt. Besonders der Bauer versucht immer wieder gern sein Glück. Deshalb findet man auf vielen Jahrmärkten Stände, in denen man angeblich etwas gewinnen, in Wirklichkeit aber nur sein Geld loswerden kann. Ein beliebtes Spiel ist „das Ziehen der roten Karte". Man sucht aus drei auf der Rückseite gleich aussehenden Karten eine bestimmte, die auf der Vorderseite rot ist, heraus. Findet man sie, hat man gewonnen, zieht man eine andere, so muß man bezahlen. Diese Karten sind aber fast immer heimlich gezeichnet, und außerdem versucht der berufsmäßige Spieler und Bankhalter, seine Kunden durch lebhafte Gesten und andauerndes Gerede zu verwirren. Vor kurzem hatte nun ein Bauer an einem solchen Stand etwa 1000 Lei hintereinander verloren. Diese Summe erschien ihm jedoch etwas zu hoch, und er erstattete Anzeige. Daraufhin ist ein neues Polizeigesetz erlassen worden. Von sämtlichen berufsmäßigen Kartenspielern werden von jetzt ab Photographien und Fingerabdrücke in besonderen Alben gesammelt, und auf jeder Polizeipräfektur wird hierfür eine Sonderabteilung eingerichtet. So will man versuchen, den Falschspieler-Betrügereien möglichst schnell Einhalt zu gebieten. Ob dies gelingen wird, ist allerdings eine andere Frage. Bekanntlich haben sich die Falschspieler bis jetzt immer schlauer gezeigt als ihre Bekämpfer.

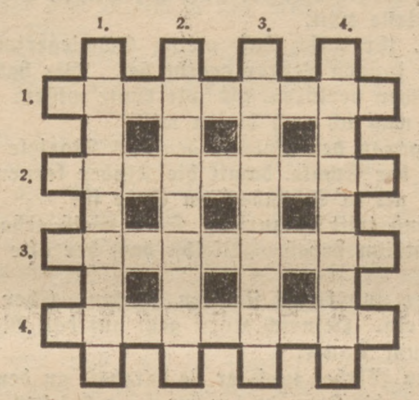


Rätsel-Ecke



Gitter-Rätsel.

A - A - A - A - ä - D - D - E - E - E
E - E - H - H - I - I - I - I - I - I - K
K - K - K - K - K - L - L - L - L - M
M - N - N - N - N - R - R - R - R - S
S - S - S - S - T - T - T - T - T - T
T - T - T - U - U.

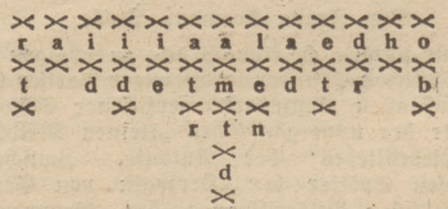


Obige Buchstaben in die leeren Felder der Figur richtig eingeordnet ergeben wagerecht und senkrecht gleiche Wörter von folgender Bedeutung:

1. Schriftleiter
2. Schloßwärter
3. Kunst der schriftlichen Darstellung
4. Menschlichkeit.

•

Spitzen-Rätsel.



Die ✕ dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so nennt die oberste wagerechte Linie eine Naturerscheinung.

•

Auflösung der Rätsel aus Nr. 224.

Uhren-Rätsel: Mohrenkinder.

•

Besuchskarten-Rätsel: Handschuhmacher.

•

Rätsel: Der Schatten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.